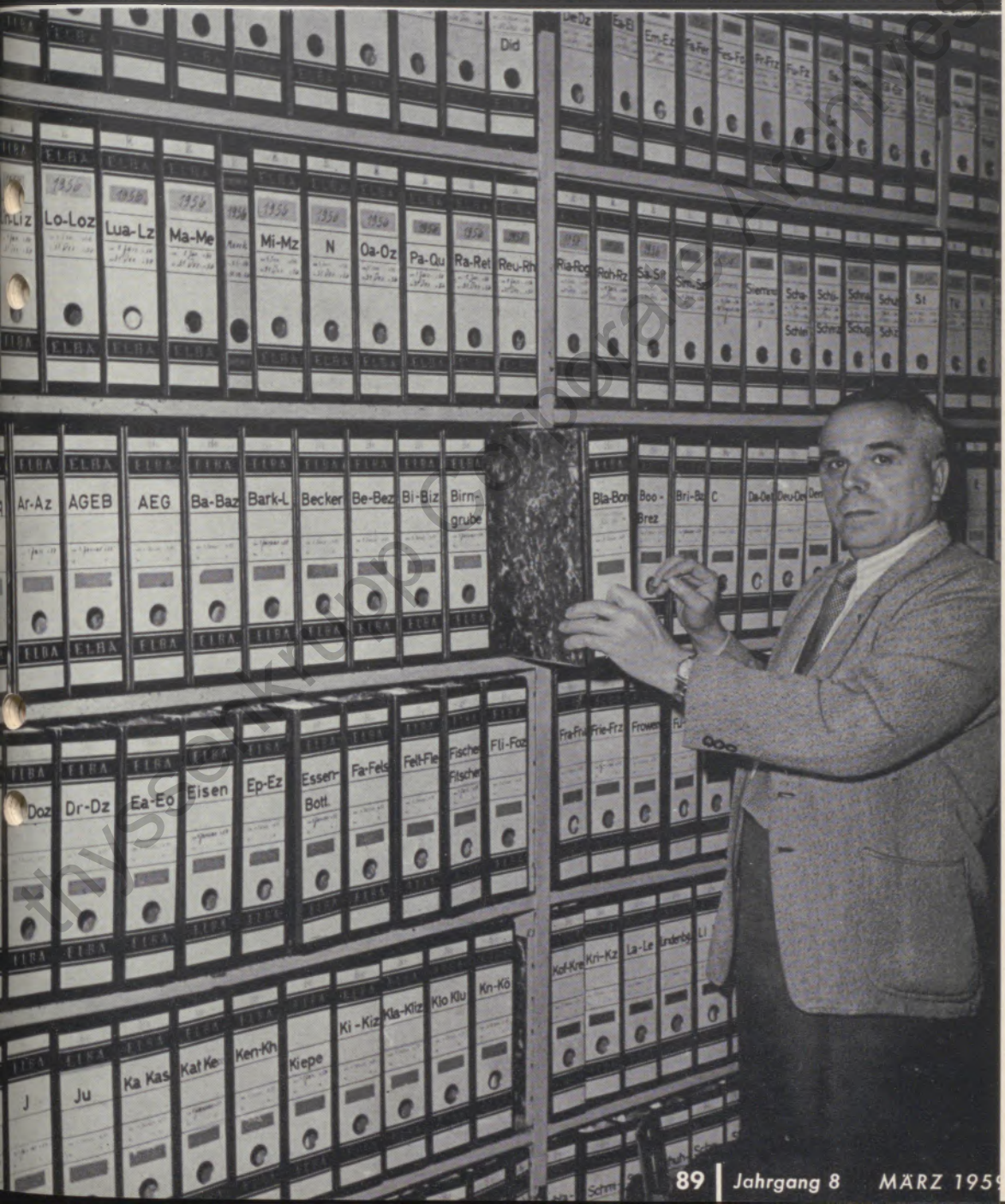


WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID





*Zu
unserem
Titelbild*

Ordnung hilft arbeiten! Wer hätte das nicht an jedem Arbeitsplatz schon erfahren? Ordnung erleichtert Übersicht und ist der beste Helfer in unseren täglichen Pflichten. Das gilt auch für eine Registratur.

Wo Akten bewegt werden, wo der tägliche Papierkrieg ausgetragen wird, da muß natürlich auch eine Sammelstelle für die Akten sein, eben die Registratur. Sie ist im Bürobetrieb für den Abschluß von Geschäften zwar die letzte Station, aber deshalb doch beileibe nicht unwichtig. Auch der tüchtigste Kaufmann würde sich in der Fülle der ein- und ausgehenden Schriftstücke, auf die zur Abwicklung der Geschäfte immer wieder zurückgegriffen werden muß, in hoffnungsloser Sucharbeit verzetteln, würde nicht nach bestimmten, zweckmäßigen Gesichtspunkten geordnet und abgeheftet, so daß man schnell findet, was man sucht. Der größte Papierumfang, der zu registrieren ist, fällt natürlich in Einkaufs- und Verkaufsabteilungen an. Hier Ordnung zu halten, erfordert schon eine Arbeitskraft, die sich eigens damit beschäftigt. Sie ist gewissermaßen ein Stück „Arbeitsvorbereitung“ für die Mitarbeiter der Abteilung.

Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus der Registratur der Einkaufsabteilung.

INHALT DIESER AUSGABE

	Seite
Zum Problem der Verunreinigung der Luft durch Gießereien	3
Goldene Worte für unsere Betriebe	6
Berlin - geliebt und unvergessen	7
Wir wählen einen neuen Betriebsrat	10
Die Kandidaten zur Betriebsratswahl	11
Wahlrecht - Wahlpflicht (Gedicht)	12
. . . und das meint Struppi (Gespenst Unfall)	13
Jubilarfeiern (Bilder)	14
Wir gehen dem Eisen auf die Spur	15
Wir und der deutsche Osten (Die Kurische Nehrung)	19
Jubilarfeiern (Bilder)	22
Wie stehst du zu deinem Kinde?	23
Das neue Buch	24
Schallplatten	24
Unsere Jubilare im April	25
Letzte Nachrichten	26
Familiennachrichten	26

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur:

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch / Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach / Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg / Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Zum Problem der Verunreinigung der Luft durch Gießereien

Prof. Dr. Karl Roesch

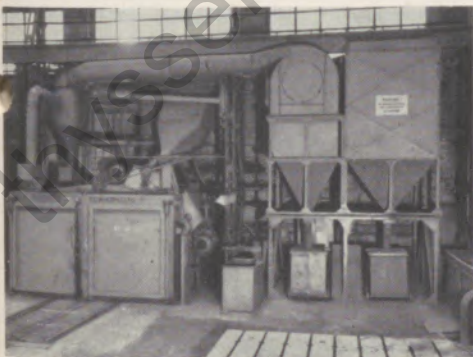
Es ist schon seit vielen Jahren ein besonderes Anliegen der Fachleute, das Problem der Bekämpfung des Staubes sowohl in Gießereien als auch in deren Umgebung einer Lösung zuzuführen. Schon lange bevor die Öffentlichkeit die Belästigung der „Verpestung der Luft“ zum Gegenstand lebhafter Klagen machte, hatten sich sowohl die Gießereien selbst als auch damit von ihnen beauftragte Fachleute daran gemacht, des Staubproblems Herr zu werden.

Überall da, wo Eisen in Sand geformt und vergossen wird, ergibt sich die Notwendigkeit, die abgekühlten Gußstücke von anhaftendem Formsand zu reinigen. Es entsteht dann beim Putzen mit dem Preßluftmeißel der gefürchtete Quarzstaub, der in die Atmungsorgane eindringt und die gefährliche Silikose hervorrufen kann. Um diese gesundheitsgefährdende Behandlung der Gußstücke zu vermeiden, ist man dazu übergegangen, beim Putzen die mit grobem Sand gemischte Preßluft (Sandstrahlen) durch sogenannte Stahlkiesfunker zu ersetzen. Dabei werden kleine Stahlkörner mit sehr hoher Geschwindigkeit durch ventilatorenartige Räder auf das Gußstück geschleudert. Der Arbeitsvorgang selbst vollzieht sich in Räumen, die von der Außenwelt möglichst vollkommen abgeschlossen sind und aus denen die staubhaltige Luft an den Entfallstellen abgesaugt und filtriert wird, bevor sie ins Freie gelangt. Dabei muß

naturgemäß darauf geachtet werden, daß die verwendeten Filtertücher z. B. beim Reinigen von den feinen Staubkörnern nicht beschädigt und somit ungereinigte Luftmengen ins Freie geblasen werden.

Als besonders zuverlässig haben sich Wasserfilter erwiesen, durch die jeglicher Staub völlig abgeschieden wird, die allerdings in der Anschaffung außerordentlich teuer sind. Die erste derartige Großfilteranlage im Rheinland ist vor einer Reihe von Jahren in der BSI im Zuge einer grundlegenden Modernisierung der Sandaufbereitung der Stahlgießerei errichtet worden. Diese Anlage besitzt eine Leistung von 80 cbm/sec. und bindet die gesamten Staubmengen, welche bei der Aufbereitung und Kühlung des Altsandes entstehen. Sehr langwährende und sorgfältige Messungen, die im Auftrag der BSI durch ein neutrales Institut angestellt wurden, erbrachten das befriedigende Ergebnis, daß die ins Freie gelangene Luft von jeglichem Staub gereinigt war.

Weitaus schwieriger ist die Lösung des Staubproblems bei den eigentlichen Schmelzbetrieben und hier wiederum vor allen Dingen da, wo flüssiges Eisen in Kupolöfen erschmolzen wird. Schon mit Rücksicht darauf, daß in Kürze mit gesetzlichen Bestimmungen zu rechnen ist, die es der Industrie im allgemeinen und den Gießereien insbesondere zur Pflicht machen werden, für eine weitestmögliche Reinerhaltung der Luft Sorge zu tragen, sind bereits seit geraumer Zeit umfangreiche Untersuchungen im Gange, wie diesem technisch überaus schwierigen Problem erfolgreich zu Leibe gegangen werden kann. Es dürfte interessieren, daß in Deutschland allein etwa 1000 der Er schmelzung von Grauguß und Temperguß dienende Kupolöfen in Betrieb sind, welche zum Teil inmitten von Wohngegenden, vereinzelt sogar in Stadtzentren liegen. Die aus den Schornsteinen solcher Schmelzereianlagen austretenden Gase enthalten nicht unerhebliche Mengen Staub, bei dem es sich in der Hauptsache



um Aschepartikelchen ohne Rußanteile handelt. Das beste und darüber hinaus überraschend einfachste Mittel zur Verminderung des Staubauswurfes ist, die über den Kupolöfen befindlichen Schornsteine mit möglichst großem Durchmesser zu bauen und darüber hinaus möglichst hoch zu führen, damit bereits im Schornstein selbst und in seiner am Fuße gelegenen Funkenkammer die groben Aschepartikel auf Grund ihres Eigengewichtes in den Schmelzofen zurückfallen. Die dann noch hochsteigenden Gichtgase können durch Wasserberieselung eine zusätzliche Reinigung erfahren.

In der BSI werden die Gichtgase der Kupolöfen abgesaugt. Größere Staubbestandteile setzen sich dabei bereits in den Staubkammern ab. Der aus dem Schornstein heraustretende hellgraue Rauch enthält keine Staubmengen mehr, die als Belästigung angesehen werden können.

Im Laufe des nächsten Jahres dürfte jedoch diese Frage der Staubbelastigung durch die Schmelzerei Papenberg dadurch an Bedeutung verlieren, daß wir zur Erschmelzung von Temperguß größtenteils auf elektrisch beheizte Öfen übergehen werden, sogenannten Induktions-Öfen, bei denen ein Staubanfall praktisch völlig entfällt. Dann werden übrigens auch die vielfach zu beobachtenden hellen Rauchwolken verschwinden, die von der Entschwefelung des Eisens mit Soda herühren.

Die Kupolöfen scheiden nicht nur Staub aus, sondern auch Gase. Dazu ist zunächst einmal festzustellen, daß infolge der Nachverbrennung mit Luftüberschuß oberhalb der Beschickung aus den Schornsteinen nur noch Kohlensäure, nicht dagegen Kohlenoxyd aufsteigt. Es sei an dieser Stelle mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, daß jede andere Art mit Koks beheizter Öfen, z. B. Härteöfen, aber auch koksgefeuerte Zentralheizungen erheblich mehr Kohlenoxyde in die Luft bringen als ein Kupolofen mit guter Nachverbrennung.

Neben der Kohlensäure wird auch noch eine nicht unerhebliche Menge schwefliger Säure in die Luft geblasen. Etwa die Hälfte

des Schwefelgehaltes im Koks, der etwa 1% beträgt, wird zum Leidwesen der Schmelzer von dem Eisen aufgenommen, während der Rest in die Luft geht. Demgegenüber gelangt bei koksgefeuerter Zentralheizungen praktisch der gesamte Schwefel ins Freie. Da man die stündlich verbrannte Koks menge bei jedem Ofen, also auch bei einem Kupolofen, genau berechnen kann, läßt sich unschwer feststellen, wieviel schweflige Säure ins Freie gelangt. Diese hat die unangenehme Eigenschaft, sich bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, also z. B. bei unserem berüchtigten Remscheider Nebel, niederzuschlagen. Das ist einer der Gründe, warum in Industriegegenden mit zahlreichen Koksfeuerungen beispielsweise Dachrinnen aus Zink viel rascher durch die Witterung zerstört werden als in ländlichen Gegenden. Jedoch ist an Hand umfangreicher Messungen eindeutig ermittelt worden, daß der Gehalt an schwefliger Säure in unserem Gebiet unterhalb der Grenze geringster gesundheitlicher Gefährdung liegt. Es steht sogar umgekehrt fest, daß gewisse Mengen von schwefliger Säure in der Luft für einen guten Pflanzenwuchs eine Notwendigkeit sind. Übersteigt allerdings der Säuregehalt eine bestimmte Menge, z. B. in der Umgebung von Schwefelsäure-Fabriken oder Zink-Hütten, dann können sogar Wälder vollkommen zerstört werden. Deshalb finden sich in derartigen Werken die jedem bekannten hohen Schornsteine, die es möglich machen, gesundheitsgefährdende Mengen von Schwefelsäure in genügender Höhe über dem Erdboden gleichmäßig zu verteilen. Darum haben auch wir die Abgase der Kupolöfen durch einen Schornstein möglichst hoch hinausgeleitet. Zu Wirkung der schwefligen Säure könnte man sich folgenden Vergleichs bedienen: „Zwei Gläser Weinbrand am Abend sind bekömmlich, zehn dagegen schädlich.“

Alle industriellen Anlagen in Remscheid, die ihre Härtereien mit Koks betreiben und mit Koks oder Kohle gefeuerte Öfen haben, können zusammengekommen mit ihrem Anteil an schwefliger Säure keinerlei Schädigung für Mensch und Tier verursachen. Dabei wirkt sich besonders günstig die Höhenlage der Stadt aus, bei der eine Anstauung infolge der steten



Luftbewegung unmöglich ist — im Gegensatz beispielsweise zu Sheffield in England, das in einem Talkessel liegt und wo bei Nebel der gefürchtete „smoke“ entstehen kann. Ähnlich gesundheitlich gefährdete Verhältnisse liegen bei den im Tal gelegenen belgischen Zinkhütten bei Lüttich vor.

Glücklicherweise trägt die immer häufiger werdende Umstellung der Industriebetriebe von Koks auf Ferngas dazu bei, den Gehalt an schwefliger Säure herabzusetzen, da Ferngas praktisch schwefelfrei ist.

Eine für die Bewohner der engeren und weiteren Nachbarschaft von Gießereien besonders unangenehme Erscheinung ist der oft beißende Geruch, den solche Betriebe verbreiten. Er rührt daher, daß Gießereien zur Herstellung von Kernen und auch von Formsand organische Binder verwenden, die dazu dienen, den Sand plastisch, d. h. formbar zu machen. Solche Binder, z. B. Leinöl, Sulfitaugen, aber auch Kunstharzstoffe und dergleichen, verbrennen beim Eingießen von Eisen oder Stahl in die Form und erzeugen dabei jenen unangenehmen Geruch, der sich besonders bei feuchtem Wetter in vielen Stadtteilen bemerkbar macht. Es gibt leider noch keine Möglichkeit, ihn zu beseitigen bzw. zu vermeiden. Keinesfalls sind derartige Gerüche gesundheitsschädigend. Es handelt sich vielmehr um die gleichen „natürlichen“ Gerüche, wie sie irgendwo aufsteigen, wo auf einem Bratfischstand das allseits beliebte Gericht gebraten wird. Eine gewisse Verminderung jenes unerfreulichen Geruches kann auf die gleiche Art und Weise erreicht werden,

wie sie oben in anderem Zusammenhang erwähnt wurde, nämlich durch Abführung der Abgase durch hohe Schornsteine. Eine nahezu völlige Vernichtung des Geruches kann erreicht werden durch Absaugung am Entstehungsort, d. h. dort, wo die Formen getrocknet oder gegossen werden, und durch anschließende Verbrennung der organischen „Duft“-Stoffe. In allerletzter Zeit werden Versuche gemacht, übelriechende Abgase durch Wasserbräusen zu waschen und geruchfrei zu machen.

Zur Verminderung der typischen Gießerei-gerüche trägt eine Neuentwicklung auf dem Gebiet der Formtechnik bei, nämlich die Herstellung von Formen und vor allem von Kernen nach dem Kohlensäure-Verfahren. Dabei enthalten die Form- bzw. Kernmassen statt Ölen Wasserglas, das beim Einblasen von Kohlensäure sofort erhärtet und damit der Form oder dem Kern die gewünschte Festigkeit gibt, ohne daß später beim Trocknen oder Gießen nachteilige Gerüche auftreten.

Schließlich sei auch noch der oft beklagte braune Qualm erwähnt, den man insbesondere bei großen Hüttenwerken von Zeit zu Zeit in dicken Wolken aufsteigen sieht. Es handelt sich dabei um Eisenoxydrauch, der beim sogenannten „Frischen“ beim Erschmelzen von Stahl durch Einblasen von Sauerstoff in das flüssige Stahlbad entsteht. In allerdings nur geringem Umfange wird dieses Verfahren auch bei der BSI angewendet. Leider ist die Beseitigung bzw. Vermeidung dieses Rauches überaus schwierig. Sie war bis vor wenigen Jahren eines der großen ungelösten Probleme in der Eisenindustrie überhaupt. Es gibt heute in geringer Anzahl Anlagen, durch die man in der Lage ist, jene Rauchwolken zu filtern. Jede dieser Anlagen für ein großes Hüttenwerk kostet jedoch einige Millionen Mark. Erfreulicherweise täuscht der optische Eindruck, denn die so mächtig wirkenden rötlich-braunen Rauchwolken enthalten in Wirklichkeit nur ganz geringe Mengen an Eisenoxyd und haben keinerlei gesundheitsschädigende Auswirkungen.

Zusammenfassend kann man nach dem heutigen Stand der Technik sagen, daß man den in Gießereien auftretenden Staub, insoweit er zur Silikose führen kann, nicht nur innerhalb der Werke selbst

genügend entfernen, sondern auch durch geeignete Filter an einem Austreten ins Freie hindern kann. Die Abgase aus Kupolöfen können gleichfalls durch moderne Verfahren, insbesondere durch Staubkammern und Berieselungseinrichtungen gebunden werden. Die Erschmelzung auf elektrischem Wege trägt darüber hinaus zur weiteren Reinhaltung der Luft bei. Die aus Gießereien austretenden Gerüche können z. Z. nur in beschränktem Umfange gebunden werden.

Bei allen Versuchen, aus den Gießereien auftretende Gase restlos zu beseitigen, stößt man auf die Schwierigkeiten, geeignete Anlagen zu finden, die alle Arten zurückhalten. Das geht aus einem einfachen Beispiel hervor: In einer Filterzigarette kann man das giftige Nikotin weitestgehend zurückhalten, aber nicht den Geruch des Tabaks und die blaue Qualmwolke. Die Rauchteilchen sind so klein, daß sie durch jeden Filter hindurchgehen.

Die in Remscheid gelegenen Gießereien schicken insgesamt — wie umfangreiche Messungen ergeben haben — weit weniger Staub in die Luft als manche schlecht geführte Kesselanlage, die starke Mengen von rußhaltigem Rauch verbreitet. Die der Umgebung von Gießereien durch Staub, Kohlenoxyd sowie ölhaltige Abgase erwachsenden Belästigungen sind keinesfalls größer als die freilich weniger spürbaren Verunreinigungen, die die Luft durch den starken Kraftwagenverkehr erfährt.

Fritz Diefenbach: „Der Dreher“, eine Fachkunde in Verbindung mit Fachrechnen und Fachzeichnen, 260 Seiten mit 235 Abbildungen, 7,80 DM, Dümmlers Verlag, Bonn.

Diefenbach's Dreherfachbuch in der Reihe „Dümmlers Fachbücherei“ liegt jetzt gleich den anderen Bänden Diefenbach's in zweiter Auflage vor. „Der Dreher“ wendet sich in erster Linie an den Dreher, daneben aber auch an alle verwandten Berufe, die als Metallgewerbler mit Dreherarbeiten zu tun haben. Diefenbach bringt das gesamte fachtheoretische Wissen des Drehers, gegliedert in die Abschnitte „Fachkunde“, „Fachrechnen“ und „Fachzeichnen“. Stoffauswahl und Darstellungsart sind so gehalten, daß der Benutzer zum weiterbildenden Selbststudium angeregt wird und das Buch auch bei Fortbildungs- und Meisterkursen verwenden kann. Für Schule und Praxis steht mit dieser Neuauflage des Diefenbach ein inhaltsreiches, preiswertes Dreherbuch zur Verfügung, das sicher neue Freunde zu den alten finden wird.

Goldene Worte für unsere Betriebe

①

Höflich sein und jeden so ansprechen, wie man selbst angesprochen werden möchte.

②

Bediene dich sehr oft des Wörtchens „bitte“ — es tut Wunder.

③

Der Betrieb ist kein Kommiß, der Mitarbeiter kein Rekrut.

④

Die höhere Stellung — das bezieht sich nicht nur auf Direktoren, sondern fängt schon beim Vorarbeiter an — ist kein Freibrief, sondern einschränkende Verpflichtung.

⑤

Privaten oder dienstlichen Ärger muß jeder von uns während seiner Arbeitszeit vergessen und sich bemühen, stets freundlich zu sein.

⑥

Immer sei man auch hilfsbereit, menschlich, gerecht, bestimmt, unbestechlich und sauber.

⑦

Jeden Tag sollten wir einen Mitarbeiter als Freund gewinnen.

⑧

Auch im Betrieb sollte man sich stets die Worte des Grundgesetzes vor Augen halten: „Die Würde des Menschen ist unantastbar; sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung“ — nicht nur aller staatlichen Gewalt, sondern auch eines jeden unter uns im Alltag des Betriebsgeschehens.

Berlin - geliebt und unvergessen

„Was sagen Sie denn als Berliner zur jetzigen Situation Berlins?“

Wohl täglich kommt diese Frage auf einen zu und erwartet eine Antwort. Obwohl man mit Spreewasser getauft ist — oder vielleicht gerade deshalb — fällt sie einem nicht leicht. Man müßte sie nach politischen Erwägungen ausrichten — und dazu ist unser „Schmelztiegel“ nicht der richtige Ort. Man kann nur wünschen, daß die Weisheit der Staatsmänner, bzw. das, was sie für Weisheit halten, und die Klugheit der Diplomaten es fertigbringen zu verhindern, daß Berlin dem östlichen Druck erliegt. Man kann aber auch die Antwort nach wirtschaftlichen und auch nach soziologischen oder historischen Gesichtspunkten geben, wenn man sie nicht einschränken müßte. Das Thema ist sehr umfangreich, und jede einzelne Überlegung, jede Beleuchtung, ließe sich positiv erschöpfen. In dieser Richtung erwarten Sie, liebe Leser unserer Werkszeitung, heute von mir keine Antwort.

Wenn der Berliner von seiner alten Liebe spricht, dann meint er seine Stadt und die Menschen — die Stadt, die den Rahmen gibt für die Menschen, die sich Berliner kennen, und die Menschen, die im Leben und Treiben Berlins zu Berlinern wurden. Denn das ist das Erstaunliche an dieser wunderbaren Stadt und war es schon immer: man muß erst Berliner werden, um es zu sein.

Da sind die rund 890 qkm Fläche der 20 Verwaltungsbezirke, von denen acht im Ostsektor liegen — und da sind die 3,3 Millionen Menschen, die die Fläche bevölkern und von denen etwa 1,2 Millionen durch die Willkür der östlichen Besatzung im sowjetischen Sektor in ihrer Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit gehemmt sind. Was auch über diese Teilung

schon geschrieben sein mag und noch geschrieben wird, ich glaube, jeder, der längere Zeit vor dem Kriege, sagen wir in den zwanziger Jahren, in Berlin gelebt und gearbeitet hat, kann die Irrsinnigkeit empfinden, die durch die Grenze zwischen Ost- und West-Berlin dokumentiert wird.

Weiß denn aber die Jugend Westdeutschlands, daß Berlin als Hauptstadt des Deutschen Reiches (vor 1933) an sechster Stelle der Weltstädte stand, daß Deutschlands drittgrößter Binnenhafen Berlin hieß und der größte europäische Eisenbahnknotenpunkt eben diese Stadt Berlin war?

Man sagte früher, die Hälfte aller Berliner stammte aus Schlesien. Das trifft wohl zu. Aber die schnelle Bevölkerungszunahme seit dem Kriege 1870/71 war ja nur durch den Zustrom von Menschen aller Stände aus allen deutschen Gegenden zu erklären. Ja, der Berliner war immer tolerant. Wer arbeiten konnte und sich einfangen ließ von der eigenartigen Atmosphäre dieser Stadt und in dieser aufging, der war eben Berliner. Viele blieben nach Ableistung ihrer militärischen Dienstzeit dort, und das alte Kavalleriekommando „Im Arbeitstempo Trab“ gab wohl den Takt für die werdende Weltstadt an. (Ich möchte hier ohne jede Bosheit einflechten: den Ehrentitel „Hergeloupener“ kannte man in Berlin nicht.)

Gearbeitet wurde in Berlin schon immer in einem Tempo, wie kaum in einer anderen europäischen Hauptstadt, daß einem Neuling Hören und Sehen verging. Man muß einmal bei Schichtwechsel vor den Toren der großen Industrieunternehmen, sei es nun bei der AEG oder Siemens, der NAG oder Borsig, die ja Berliner Gründungen sind, gestanden haben, um zu erleben, welche ungeheuren Menschenmassen aus- und einströmten,

die von den Nahverkehrsmitteln, Straßenbahn, Autobus, U- und Hochbahn und der Stadtbahn in atemraubendem Tempo zu den Wohngebieten am Rande der Stadt gebracht wurden. Überfüllte Verkehrsmittel, drängende Fülle mit einem Scherzwort erträglich gemacht, bei allem Ruhe und Disziplin, Tempo in der Arbeit, Tempo im Verkehr und daheim der Schrebergarten, das gehörte zum Leben des Durchschnitts-Berliners, das gehörte mit zur Berliner Luft, zur Berliner Atmosphäre.

Berlin war aber nicht nur die Stadt der Arbeit — die Reichshauptstadt mit ihren Behörden. Hochschulen und Fachschulen aller Art lockten die Studierenden aus aller Welt. Jede Fakultät war vertreten. Das kulturelle Leben bot so ziemlich alles, was unser Zeitalter zu bieten in der Lage war. Künstler und Gelehrte zog diese Stadt an und viele blieben ihr verbunden bis — ja bis 1933 — da begann eigentlich schon der Prozeß der Auflösung Berlins. Die laute Art der damaligen „Herren“ paßte ganz und gar nicht in diese Weltstadt. Darüber kann einen alten Berliner auch nicht der gewaltige Aufmarsch im Olympischen Jahr und was sonst noch folgte hinwegtäuschen. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches war nur noch der Einwohnerzahl nach eine Weltstadt. Was dann kam, in Berlin und anderswo, wissen wir alle. Bombennächte, Trümmer, Hunger, das Kriegsende. Eiserner Vorhang an der Elbe, Wirtschaftswunder im Westen, Entseignung in Mitteldeutschland. In Berlin bis Juni 1948 gemeinsame Verwaltung Berlins im Viermächtestatus. Juni 1948 bis Mai 1949 Blockade durch die Sowjetische Besatzungsmacht, Hilfe Berlins durch die Westmächte.

In beiden Teilen Berlins, dem sowjetischen und dem westlichen, leben die gleichen Berliner, die gleichen Menschen, die über die Sektorengrenze hinweg, die die Willkür zog, miteinander fühlen, miteinander verwandt und verschwägert sind, die miteinander an der gleichen Arbeitsstelle standen. Nur ein Unterschied besteht. Die Berliner im Westen der Stadt sind freie Menschen. Sie haben sich allein durch die Macht des Stimmzettels für den Westen entschieden. Wenn sie auch durch die sie umgebende Besatzungszone gehindert sind, Mitteldeutschland, d. h. die DDR, zu bereisen, so können sie ungehindert mit

Interzonenzügen und per Flugzeug die Bundesrepublik erreichen. Wie anders die Berliner des Ostsektors. Besuchen sie West-Berlin, müssen sie sich Körpervisitationen der Volkspolizei gefallen lassen; wollen sie Verwandte in der Bundesrepublik wiedersehen, dann sind sie abhängig von der Gnade der Ost-Berliner Verwaltungsorgane, die rücksichtslos und ohne Begründung nur allzuoft von ihrem Ablehnungsrecht Gebrauch machen. So leben heute die Berliner.

Man stelle sich einmal vor, durch Remscheid ginge eine Sektorengrenze, über den Markt und die Alleestraße hinauf. Alles, was südwestlich vom Stadtkegel liegt, wäre sowjetisch besetzter Sektor, was auf der rechten Seite der Alleestraße (vom Markt aus gesehen) liegt, wäre freies Remscheid. Nur, wenn man sich das auf unsere Stadt übertragen, einmal überlegt, dann wird der ganze Wahnsinn klar, der in der Spaltung Berlins liegt. Gerade den Jüngeren unter uns sollte es heute zum Bewußtsein kommen, was es bedeuten würde, wenn sie in einer geteilten Stadt leben müßten. Wie entsetzlich, wenn so mancher dann nicht mehr den täglichen Weg zur BSI oder den abendlichen Bummel durch die Stadt machen, seine Freunde, Verwandten und Bekannten auf der „anderen Seite“ nicht mehr besuchen könnte. Nun möchte ich die Frage weitergeben: Was denken Sie von Berlin? Diese Frage mal nur auf die Menschen bezogen, die genau wie wir alle ein Recht auf Leben in Freiheit haben. Und die andere Frage: Was können wir tun?

Wir müssen uns mehr mit der menschlichen Situation der Berliner beschäftigen. Wir können diesen Gedanken weitertragen mit unseren Kindern darüber sprechen, wir können sogar von unserem demokratischen Recht Gebrauch machen und unsere Abgeordneten im Bundestag darauf hinweisen, daß wir alle daran interessiert sind, daß zunächst die menschlichen Beziehungen auch zum Ostsektor Berlins wiederhergestellt werden. Die Wiedervereinigung Deutschlands ist Sache der großen Politik und wird nur schrittweise erreicht werden. Wir aber sollten, gerade weil wir in Freiheit leben, den Berlinern das Gefühl geben, daß wir uns mit ihnen, ob in Ost- oder West-Berlin, menschlich verbunden fühlen.

Robert Flechsig

ACHTUNG !
Sie verlassen jetzt
West-Berlin



Wir wählen einen neuen Betriebsrat

Am 21. April findet in unserem Werk die Betriebsratswahl statt. Es ist dies ein wichtiger Tag für die gesamte Belegschaft; denn es sollen diejenigen Mitarbeiter gewählt werden, die als Verbindungsmänner zwischen Geschäftsleitung und Werksangehörigen tätig sind und alle Sorgen und Nöte, die von einzelnen oder Gruppen vorgebracht werden, mit der Direktion, dem Sozialamt oder den Abteilungs- und Betriebsleitern besprechen und mit ihnen eine jeweils zufriedenstellende Lösung finden.

In den vergangenen Wochen hat, wenn über die kommende Wahl gesprochen wurde, der eine oder andere seiner Unzufriedenheit mit dem jetzigen Betriebsrat Ausdruck gegeben. Das wird immer mal sein, und es wäre ein Wunder, wenn es nicht so wäre; denn auch dem eifrigsten Betriebsratsmitglied wird es niemals gelingen, alle Wünsche so, wie sie herangetragen werden, zur Erfüllung zu bringen.

Wenn man sich vorstellt, daß der Betriebsrat das Wohl von 3000 Menschen, jedes einzelnen und des ganzen Werkes im Auge behalten muß, dann erkennt man, eine wie schwere Aufgabe er zu bewältigen hat. Wenn also nicht eines jeden Wünsche so erfüllt worden sind, wie er es sich gedacht hatte, dann ist das kein Grund, sich nun in den Schmollwinkel zurückziehen und sich einfach keine Gedanken über die zukünftigen Betriebsratsmitglieder zu machen und der Wahl fernzubleiben. Im Gegenteil. Gerade diejenigen, die glauben, mit der Arbeit des jetzigen Betriebsrates unzufrieden sein zu müssen, sollten mit doppeltem Interesse die neuen Kandidaten beurteilen und nach bestem Wissen und Gewissen die 17 Mitarbeiter aussuchen und wählen.

Es erübrigt sich, des längeren darauf hinzuweisen, daß die Betriebsratswahl keine politische Wahl ist. Hier kommt es auf den Kollegen im Betrieb oder Büro an, auf den Menschen, der die Gewähr gibt, daß er ehrlich und aufrichtig und gewissenhaft, ohne Schaumschlagerei und ohne große Versprechungen zu machen, das durchzusetzen bestrebt sein wird, was

dem Werk und seinen Mitarbeitern dienlich ist. Alle, die an dieser Wahl teilnehmen, zeigen nur, daß sie interessiert dem Geschehen im Werk gegenüberstehen.

Es kommt oft genug vor, daß diejenigen, die im Kollegenkreise kein gutes Haar am Betriebsrat lassen und ihn auch nicht gewählt haben, die ersten sind, die zu ihm laufen, wenn ihnen etwas nicht paßt, und dann verlangen, daß Geschäftsleitung, Sozialamt, Betriebsleitungen in Bewegung gesetzt werden, damit ihnen nur ihr Wille geschehe. Etwas Stolz muß man ja aber wohl haben. Er würde sich am eindrucksvollsten äußern, wenn alle Mitarbeiter zur Wahl gehen würden. Wie wenig wird doch verlangt im Vergleich zu der Arbeit und dem Ärger, die diejenigen in den nächsten zwei Jahren erwartet, die sich für dieses Amt zur Verfügung stellen. Es möge ihnen wenigstens dadurch geholfen werden, daß sich alle an der Wahl beteiligen und dadurch ihr Interesse an der Existenz und Tätigkeit des Betriebsrates bekunden.

Es ist Zeit genug, sich die einzelnen Kandidaten anzusehen. Sie sollen gründlich angesehen werden, und denjenigen möge die Stimme gegeben werden, von denen man glaubt, daß sie am ehesten ihre Tätigkeit zum Wohle aller und des Ganzen ausüben werden.

Auf den Stimmzetteln dürfen höchstens bis zu 17 Kandidaten angekreuzt werden. Es können weniger sein, aber auf keinen Fall mehr.

Werner Reist: „Wer schaffen will, soll fröhlich sein“, 72 Seiten, 39 Illustrationen, 6,50 DM, Verlag Mensch und Arbeit, Zürich.

Ein kleines Büchlein nur, doch wie liebenswürdig jedes Wort, das darin gesagt wird zum Menschen des technischen Zeitalters, der Gefahr läuft, die Freude an der Arbeit zu verlieren. Das darf nicht sein, wenn er sich nicht selbst aufgeben will. Darum müssen wir uns die Fröhlichkeit bewahren oder — es lernen, fröhlich zu sein, wo immer wir schaffen; denn Fröhlichkeit ist diejenige Eigenschaft, die dem Menschen allein gegeben ist und ihn erst zum wahren Menschen macht, ihn am lebenswerten Leben erhält. Ohne Fröhlichkeit ist er ein Wesen mit nur halbem Leben. Je fröhlicher einer ist, umso eher wird er mit den Schwierigkeiten des Existenzkampfes fertig werden, umso mehr Lust und Liebe zum Leben und zur Arbeit wird er haben und Verständnis für seine Mitmenschen. Ein wahrhaft schätzenswertes Büchlein.
hg

34 Kandidaten stellen sich zur Betriebsratswahl

1. **August Asbach**
geb. 7. April 1918, Vorarbeiter,
Bökerbau
2. **Paul Blank**
geb. 9. Sept. 1892, Modell-Verwalter,
Modell-Lager Papenberg
3. **Irma Bongartz**
geb. 10. Mai 1915, Kernmacherin,
Kernmacherei Papenberg
4. **Paul Braun**
geb. 15. August 1905, Buchdrucker,
Druckerei
5. **Wilhelm Dominick**
geb. 26. Januar 1910, Bote,
Werksaufsicht
6. **Josef Einmal**
geb. 19. August 1911, Karussell-Dreher,
Halle Süd
7. **Friedrich Fastenrath**
geb. 22. Oktober 1912, Angestellter,
Werksaufsicht
8. **Josef Fisahn**
geb. 5. Mai 1905, Maschinenformer,
Formerei Papenberg
9. **Philipp Geisen**
geb. 25. März 1907, Dampfkranführer,
Bahnbetrieb
10. **Helmut Groote**
geb. 12. Sept. 1904, Gewindeschneider,
Gewindeschneiderei Papenberg
11. **Hans Hentsch**
geb. 14. Juli 1908, Maurer,
Baubetrieb
12. **Fritz Herrmann**
geb. 16. Oktober 1904, Schreiner,
Modellschreinerei Stachelhausen
13. **Eleonore Hilger**
geb. 8. April 1913, Kernmacherin,
Kernmacherei Stachelhausen
14. **Otto Höffgen**
geb. 14. Februar 1902, Angestellter,
Zeitsstudien-Abteilung
15. **Karl Kind**
geb. 7. November 1904, Vorarbeiter,
Prüfstation
16. **Robert Korinth**
geb. 3. Mai 1910, Gußkontrolleur,
Hartgußkontrolle Papenberg
17. **Fritz Leymann**
geb. 29. April 1900, Dreher,
Gewindeschneiderei Papenberg
18. **Klaus Linden**
geb. 3. Februar 1936, Elektriker,
Instandhaltungsbetrieb
19. **Heinz Lindenberg**
geb. 23. Oktober 1911, Angestellter,
Versuchsanstalt
20. **Josef Linzbacher**
geb. 30. Juli 1919, Schweißer,
Schweißerei Stachelhausen
21. **Rudolf Mädel**
geb. 26. März 1913, Versandarbeiter,
Versand Papenberg
22. **Hans Müller**
geb. 25. Januar 1924, Elektriker,
Instandhaltungsbetrieb
23. **Heinrich Nordmeier**
geb. 22. März 1902, Schlosser,
Werkzeugmacherei
24. **Walter Pilz**
geb. 18. April 1912, Hobler,
Bökerbau
25. **Johann Selbach**
geb. 21. April 1907, Former,
Formerei Stachelhausen
26. **Hermann Schmitz**
geb. 8. Mai 1907, Kranfahrer,
Schmelzerei Stachelhausen
27. **Willi Schopphoff**
geb. 24. März 1907, Dreher,
Halle Süd
28. **Albert Schulte**
geb. 13. Sept. 1896, Angestellter,
Büro Papenberg
29. **August Schwalbe**
geb. 23. August 1898, Angestellter,
Versuchsanstalt
30. **Walter Voss**
geb. 1. Sept. 1905, Kolonnenführer,
Chromgußputzerei Stachelhausen
31. **Walter Wichmann**
geb. 11. April 1916, Schlosser,
Bökerbau
32. **August Wiesenfelder**
geb. 26. Dezember 1924, Schlosser,
Reparaturschlosserei Papenberg
33. **Johannes Witzke**
geb. 24. Juni 1902, Fräser,
Bökerbau
34. **Ludwig Wohlfahrt**
geb. 12. März 1900, Schlosser,
Modellschlosserei Papenberg

Es dürfen bis zu 17 Kandidaten angekreuzt werden.

Sind mehr als 17 angekreuzt, so ist der Stimmzettel ungültig.

Sind weniger als 17 angekreuzt, so ist der Stimmzettel gültig.

Brillenschutz

Für die Brillenträger in der Putzerei Stachelhausen sind Brillenvorhänger angeschafft worden, die erprobt werden sollen und den Zweck haben, die Sehbrillengläser vor Beschädigungen zu schützen und dadurch ihre Sehschärfe und Lebensdauer zu verlängern. In Kürze werden auch in den Mechanischen Werkstätten ähnliche Versuche durchgeführt werden.

Gemeinsame Wahl beschlossen

Am 5. März fanden getrennte, geheime Abstimmungen der Arbeiter und Angestellten über eine gemeinsame Betriebsratswahl statt.

Von 1946 abstimmungsberechtigten Arbeitern haben 1066 abgestimmt, also mehr als die Hälfte.

Mit Ja haben gestimmt 858
mit Nein haben gestimmt 202
ungültige Stimmen 6

Von 415 abstimmungsberechtigten Angestellten haben 265 abgestimmt, ebenfalls mehr als die Hälfte.

Mit Ja haben gestimmt 189
mit Nein haben gestimmt 75
ungültige Stimmen 1

Die Arbeiter und Angestellten haben demnach eine gemeinsame Betriebsratswahl beschlossen.

Werkverschickung 1959

Auch in diesem Jahr werden erholungsbedürftige Belegschaftsmitglieder in einen dreiwöchigen Urlaub geschickt, der vom Werk finanziert wird. Der Urlaubsort ist wieder bei Westerburg im Westerwald.

Die Termine der einzelnen Urlaubszeiten sind: 9. Mai - 30. Mai, 30. Mai - 20. Juni, 20. Juni - 11. Juli, 11. Juli - 1. August, 1. August - 22. August, 22. August - 12. September, 12. September - 3. Oktober. Zwölf Werktage gehen auf Kosten des Tarifurlaubs, die weiteren sechs gelten als Zusatzurlaub und werden vom Werk getragen.

Es besteht auch die Möglichkeit, die Ehefrauen oder andere Familienangehörige mitzunehmen. In einem solchen Falle wird gebeten, möglichst bald im Sozialamt vorzusprechen und Auskünfte über Fahrt- und Pensionskosten einzuholen.

Wahlrecht - Wahlpflicht

Und wieder einmal ist's so weit:

In gar nicht allzulanger Zeit,
dann schreiten wir in großer Zahl
zu unserer Betriebsratswahl.

Symbolhaft scheint die Wahl zu sein.
Beim ersten Frühlingssonnenschein,
wenn Blumen blüh'n und Vögel singen,
wird unsere Wahl erst recht gelingen.

Es steht nun außer jeder Frage,
Betriebsrat sein ist eine Plage.

So viel Probleme - so viel Fragen,
man kann es kaum mit Worten sagen:
in endlos langen Konferenzen
und dann mit allen Konsequenzen
für das Betriebswohl herzuhalten.

Die Wahl wird diesen Rat gestalten.

Mit einem Kreuz wird der bezeichnet,
der sich nach deiner Meinung eignet,
für das Gesamtwohl und für jeden,
sich einsetzt - der nicht nur im Reden,
nein - auch im Handeln sich bewährt -
doch die Erfahrung hat gelehrt,
daß manche Wähler den nicht kennen,
den sie mit einem Kreuz benennen.

Wenn jeder vor der Wahl sich sagt
und ehrlich sein Gewissen fragt:

Kannst du denn noch - ohne zu wählen -
dich weiter zur Belegschaft zählen?

Wer Wahlrecht hat - hat auch Wahlpflicht!

Sag einer, er begreift das nicht!

Zur Wahl gehör'n nun einmal Stimmen.

Wähl nicht - und deine Felle schwimmen!

Was weiter noch zu sagen wäre?

Es gibt da Wähler, die - auf Ehre -
es fertig bringen, wenn sie wählen,
daß ihre Stimmen doch nicht zählen.

Ungültig sind die Stimmen dann.

Ich frag: Ach, wie ist's möglich, Mann?

Das Wann und Wie ich gern dir sage,
doch WEN - - - ? Das wähl an jenem Tag!

Heinrich Aab

... und das meint Struppi

Gespenst „Unfall“

Es haben mich in letzter Zeit viele Arbeitskameraden angesprochen und gefragt, warum wir seit mehreren Monaten fast in jeder Werkszeitung Artikel und Bilder bringen, die die Unfallverhütung betreffen. Die Unfallziffer würde doch sinken, es seien meistens kleine Unfälle, und es sei doch kein Grund zur Aufregung und schon gar nicht dafür vorhanden, dauernd darauf hinzuweisen.

Nicht zu leugnen ist, daß seit Herbst vergangenen Jahres die Unfallziffern gesunken sind; aber das ist kein Beweis, daß nicht noch viel zuviele Unfälle geschehen. Es ist erwiesen, daß bei den wenigsten Unfällen die „unglücklichen Umstände“ so sind, daß sie nicht hätten vermieden werden können. Vielmehr steht fest, daß Unvorsichtigkeit, Leichtsinn, Nachlässigkeit, Gedankenlosigkeit, Fahrlässigkeit schuld sind. Es ist doch ein Jammer, wenn man hört, daß einem ein Gußstück auf den Fuß gefallen ist, weil das Material auf dem Elektrokarren nicht richtig gestapelt war. Es ist doch traurig, wenn einem die Finger abgequetscht werden, weil die Kette vorzeitig angezogen worden ist.

So kann man unendlich viele Beispiele aufzählen, die zeigen, daß bei etwas Vorsicht und Überlegung fast alle Unfälle vermieden werden können. Die Statistik der deutschen Gießereiindustrie ist alarmierend. Dabei sind noch nicht einmal die Schäden an der Gesundheit erfaßt, die ein dickes Buch ergäben, das von Schmerzen, Tränen, lebenslänglichem Leid, Not, Kummer und Sorgen erzählen würde, die die vielen Unfälle verursachen.

Man hört immer wieder sagen, daß es ja meistens sogenannte Bagatellfälle und fast keine schweren Unfälle sind, die bei uns passieren. Gottseidank, daß es noch so ist; aber es wäre besser, wenn überhaupt keine geschähen und man dieses Wort erst gar nicht in diesem Zusammenhang anwenden würde. Eine Bagatelle ist eine unbedeutende Kleinigkeit. Gewiß sind ein abgerissener Finger, ein steifer Zeh, eine leichte Augenverletzung im Vergleich zum tödlichen Unfall, zu einem verlorenen Bein, zum Verlust der Augen, kleine Fälle. Daß sie es sind, ist aber jeweils nur einem

Zufall zu verdanken und nicht der Vorsicht und Umsicht des Verletzten, sonst wäre auch dieser kleine Schaden nicht entstanden. Selbst der kleinste Unfall birgt in sich eine tödliche Gefahr, und man sollte keine Verletzung, auch wenn es sich nur um ein Staubkörnchen im Auge handelt, beschönigen und verniedlichen.

Es wird keiner behaupten wollen, daß er mit drei Fingern besser arbeiten kann als mit fünf, daß er mit einem Auge mehr sehen kann als mit beiden, daß er mit einem steifen Bein besser gehen kann als mit einem gesunden. Also heißt es, alles tun, uns körperlich und gesundheitlich so zu erhalten, wie wir geschaffen sind; denn dazu sind uns ja die Glieder und Organe gegeben, daß sie richtig funktionieren und vollständig sind. Nichts ist überflüssig an unserem Körper. Selbst ein Finger ohne Nagel hindert uns am uneingeschränkten Gebrauch der Hand.

Es wäre gut und nützlich, wenn wir uns das mal von Zeit zu Zeit ernsthaft vor Augen führten und überlegten, um uns selbst immer wieder zu ermahnen, vorsichtig zu sein, alles zu bedenken und aus dem Wege zu räumen, was einen Unfall verursachen könnte.

Jeder kann dazu beitragen, daß immer weniger Unfälle geschehen, indem er selbst an seinem Arbeitsplatz alle Unfallvorschriften beachtet und auch von sich aus alles tut, daß er ohne Gefahr arbeiten kann.

Um unsere Gesundheit müssen wir geradezu ängstlich besorgt sein. Lieber eine Vorsichtsmaßnahme mehr durchführen als der Einbildung „es wird schon gut gehen“ vertrauen. Es kommt nämlich bestimmt der Tag, an dem es nicht gut geht, und dann ist das Unglück da. Dann hilft kein Jammern und Wehklagen. Das Auge ist weg, der Finger ist weg. Keine noch so große Vorsicht hinterher bringt sie wieder. Es ist dann zu spät.

Wenn wir in unserer Werkszeitung auf die Unfallgefahren und die Unfallverhütung hinweisen - wir werden es immer wieder tun -, dann möge niemand diese gutgemeinten Mahnungen in den Wind schlagen; denn immer noch ist die Gesundheit unser höchstes Gut.

In diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich.

Euer *Struppi*

Jubilarteiern

in der Formerei Papenberg, von links nach rechts: der Jubilar Hubert Orlikowski (25 Jahre Mitarbeit), Erich Dahm, Walter Franzen, August Jackel, Frau Berta Orlikowski, Josef Fisahn, Albert Benscheid, Ewald Michels



in der Schweißerei Stachelhausen, von links nach rechts: Josef Linzbacher, Richard Ackermann, Karl Butschkau, Frau Josefine Belau, Hermann Engels, der Jubilar Paul Belau (25 Jahre Mitarbeit), Fritz Garschagen, Frau Ingrid Marshall, Ernst August Marshall, Otto Ackermann, Kurt Lindloff

in der Kernmacherei Stachelhausen, von links nach rechts: Adolf Thiel, Hugo Richter, Ernst Schmalz, Frau Olga Willems, Walter Wülfing, der Jubilar Wilhelm Willems (25 Jahre Mitarbeit), Adolf Paffenhöfer, Frau Eleonore Hilger, Josef Hoffstadt, Karl Burk



in der Werkzeugmacherei Stachelhausen Saal 3, untere Reihe von links nach rechts: Peter Werner, der Jubilar Fritz Röntgen (50 Jahre Mitarbeit), Frau Erna Röntgen, Walter Heiberg, Hans Müller, obere Reihe von links nach rechts: Alfred Schmidt, Karl Kaufhold, Paul Schwarz, Hermann Schwarz, Ludwig Wiesenfeller

Wir gehen dem Eisen auf die Spur

Hans Martin Kühn, Dipl.-Ing., Schmelzerei Stachelhausen

I

Wenn die Frage gestellt wird, welches der wichtigste, unsere moderne Lebensart bestimmende Grundstoff ist, muß die Antwort lauten: das Eisen!

In unserem Werk, in der BSI, leben wir alle von seiner Veredelung zum hochwertigen Stahl oder Gußeisen. Wir helfen bei der Herstellung von Erzeugnissen, die ganz eng mit unserem Alltag verbunden sind: das Wasser flösse in unseren Wohnungen nicht so bequem aus Hähnen und Leitungen, wenn es keine Fittings gäbe. Ohne Strom, der in Turbinen erzeugt wird, an deren Herstellung die BSI namhaften Anteil hat, wäre das Leben in seiner heutigen Form undenkbar. Kraftwagenteile, viele Artikel für den Eisenbahnbedarf, Armaturen für die Kraftstoffherstellung und die chemische Industrie: unser Dasein fiel in eine längst überwundene Primitivität zurück ohne diese und viele andere Erzeugnisse, die in ihrer Gesamtheit unserem Zeitalter seine moderne Gestalt geben.

Aber so modern diese von Menschenhand und von Menschengestalt geschaffene Gestalt, die sich in Form von eleganten Autokarosserien, schlanken Stahlkonstruktionen oder wuchtigen Maschinenkolossen offenbart, auch sein mag: der Ursprung ist wie bei allen wesentlichen Dingen natürlich und einfach.

Die Rohstoffe, die die Industrie benötigt, sind in ihrem Ursprung Naturprodukte. Diese Rohstoffe auszubeuten ist nach dem naturgegebenen Gesetz der Zweckmäßigkeit notwendig. Betrachtet man diese Rohstoffe aber einmal nicht nur vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus, sondern auch als müßiger Beobachter all dessen, was uns die Natur an Schönheiten zu bieten vermag, so gelangt man zu der Einsicht, daß sie es viel vollendeter als wir und schon seit Urzeiten versteht, Schönheit mit Zweckmäßigkeit zu paaren. Unsere Einsicht geht vielleicht so weit zu sagen, daß Natur Schönheit, gepaart mit Zweckmäßigkeit ist.

Blieben wir beim Eisen. Es ist ein Rohstoff, der aus Erzen gewonnen wird, und ich will in diesem und einigen weiteren Heften

unseres „Schmelztiegel“ erzählen, wo und in welcher Form diese Erze gefunden werden, was sie eigentlich sind und wie sie zu unseren Hochöfen gelangen, in denen sie zu Eisen umgeschmolzen werden.

Die Eisenerze sind wie alle Erze ihrem Aufbau nach in den meisten Fällen Gesteine seltener Erden (das sind verwitterte Gesteine). Man nennt sie aber Erze und nicht Gesteine oder Erden, weil sie in hohem Grade metallführend sind. Gesteine und Erze sind Gemenge aus in ihrem Aufbau und in ihrer Zusammensetzung genau definierten, natürlich gewachsenen, festen Substanzen, die man Mineralien nennt. Sie müssen nicht immer miteinander vermischt sein, wie z. B. der glasige, glänzende Quarz, der mattschimmernde, weiße Feldspat und der dunkle Glimmer — jedes für sich ein Mineral — im allbekannten Granit — einem Gestein — miteinander verwachsen sind. Sie können durchaus, wenn auch relativ selten und nur unter bestimmten, hier unerwähnt bleibenden Bedingungen, in reiner Form und Zusammensetzung entstehen und erhalten bleiben. Es ist ein Phänomen der Natur: was in der Vermischung seine eigene Form verliert, in der Situation des Ungestörtseins durch Fremdes, im freien Raum gewachsen, entfaltet das tote Mineral eine Gestalt, die, inneren Aufbau gesetzen gehorchend, ganz charakteristisch und unwandelbar mit seiner Zusammensetzung verbunden ist. (Für den Eingeweihten sei gesagt, daß ich den Fall der Pseudomorphose unerwähnt lasse, um nicht zu verwirren).

Diese seltene Erscheinungsform des Minerals ist der Kristall. Die mineralischen Kristallformen gehören zum Schönsten, was uns die Natur zu bieten hat, und wenn ich nun weiter von den Eisenmineralien und den aus ihnen gebildeten Erzen erzähle, dann will ich versuchen, die reinen Mineralformen zu beschreiben oder von einigen besonders schönen Exemplaren Bilder zu zeigen.

Erzgebende Eisenmineralien sind in der Natur sehr verbreitet. Sie vermischen sich bei der Erzbildung meistens mit anderen

Mineralien, die, von Ausnahmen abgesehen, nicht metallführend sind. Man unterscheidet sie nach der Verbindung, die das Eisen mit anderen Elementen zur Bildung des Minerals eingeht:

Sehr selten ist das reine, sogenannte gediegene Eisen, das entweder in Form von Meteoriten oder Meteoriten aus dem Weltraum auf unsere Erde gelangt (meteoritisches Eisen), oder aus Eisenerzen an solchen Stellen entstanden ist, an denen die gleichen Bedingungen wie in einem Hochofen geherrscht haben. (Tellurisches Eisen.)

Die große Gruppe der oxydischen Eisenminerale ist sehr verbreitet. In ihnen ist das Eisen an Sauerstoff gebunden. Sie sind sehr häufig Erzbildner und deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie den größten Teil der eisenwirtschaftlich bedeutenden, sogenannten verhüttbaren Erze liefern. Ebenfalls verhüttbar sind die karbonatischen Eisenminerale, in denen das Eisen an Kohlenstoff und Sauerstoff gebunden ist.

Ferner sind von einiger Bedeutung die sulfidischen Eisenminerale, in denen das Eisen an Schwefel gebunden ist. Sie werden ausgenutzt zur Gewinnung von technisch wichtigen Schwefelverbindungen. Wie die oxydischen Eisenminerale sind sie sehr häufig anzutreffen.

Wirtschaftlich unbedeutend sind die Eisenminerale, die auf Eisen-, Arsen- oder Eisen-Phosphor-Verbindungen beruhen; zudem sind sie relativ selten.

Die interessante Gruppe der oxydischen Eisenminerale umfaßt eine Reihe sehr schöner Typen, die in mannigfaltigen Kristallformen auftreten können. Da steht an erster Stelle der **M A G N E T I T**, auch Magneteisenstein genannt. Für den Eingeweihten sei gesagt, daß er ein Spinell der Zusammensetzung $\text{FeO} \cdot \text{Fe}_2\text{O}_3$ ist. Seine Kristallformen sind dem kubischen System zuzuordnen. Für alle anderen ein kleiner Steckbrief: Farbe schwarz, glänzend, magnetisch, dabei selbst ein Magnet, hart, fast wie Stahl, aber spröde, wiegt schwer und hat vor allem eine sehr schöne einfache Kristallform, nämlich die einer gedrungenen vierseitigen Doppelpyramide. Die reinen Kristalle, die man vor allem in alpinen, basischen Gesteinen öfter finden kann, erreichen oft be-

achtliche Größe. Ich selbst habe schon Kristalle gesehen, die von Spitze zu Spitze 2 cm maßen.

Der Magnetit als Mineral bildet das nach ihm benannte Magnetiterz. In diesem Erz ist er oft mit basischen Mineralien verwachsen (Olivin, Chlorit), kommt jedoch auch mit sauren Begleitern (Quarzit) vor.

Unseren Stachelhauser Schmelzern ist das Erz gut bekannt. Sie benutzen es zum Frischen des Stahls in den Lichtbogenöfen. Kleine, unbedeutende Vorkommen dieses Erzes sind in den Alpen zu finden, in großen Mengen wird es in Schweden abgebaut. Auch in Rußland, im südlichen Ural finden sich bedeutende Vorkommen. Der Name der größten Stadt in diesem Erzgebiet, Magnitogorsk, weist darauf hin. Auch die Erzvorkommen im Dnjepr-Bogen mit dem Zentrum Kriwoj-Rog sind zum Teil Magnetite. Kiruna in Nordschweden ist das Herz des schwedischen Magnetiterzbaues. Die Erzbahn von Lulea am Bottanischen Meerbusen quer durch das Erzgebiet nach dem norwegischen Narvik am nördlichen Atlantik ist ein Begriff. Von Narvik aus geht das Erz in alle Welt. Auch unsere Hüttenwerke erhalten das Erz auf dem Seewege. Die russischen Erzvorkommen liegen für uns unerreichbar, während die Vorkommen in Brasilien und in Transvaal (Südafrika) eine gewisse Bedeutung für die Erzeinfuhr aus Übersee haben. Wichtig für unsere heimische Erzversorgung ist, daß vor ganz kurzer Zeit im nordwestdeutschen Raum in ca. 800 bis 1000 m Tiefe ein großes neues Erzvorkommen entdeckt worden ist, das nach bisherigen Ermittlungen ein Magnetiterz liefern wird. Es würde das größte mitteleuropäische Magnetitvorkommen sein und uns einen ausgezeichneten Rohstoff im eigenen Lande bescheren.

Ein weiteres, sehr wichtiges oxydisches Eisenmineral ist der **H Ä M A T I T**, auch Eisenglanz oder Roteisenstein genannt. Roteisenstein nennt man den Hämatit dann, wenn er in Form von matten, rotbraun gefärbten Kristallen oder derben Stücken auftritt. Der Eisenglanz zeichnet sich durch starken Metallglanz und eine ihm eigentümliche grau-schwarze Farbe aus. Für Kenner: Der Hämatit hat die Zusammensetzung Fe_2O_3 und kristallisiert im ditrigonalen System. Seine Ausbildungs-



Eisenglanz (Hämatit) in plattiger Ausbildung

formen sind sehr mannigfaltig. Unter ihnen ist die skalenödrische mit ihren verschiedenen Kombinationen die interessanteste. Der Steckbrief des Hämatits: Farbe beim Roteisenstein rötlich-braun, matt, beim Eisenglanz grau-schwarz, metallisch glänzend, unmagnetisch, relativ hart, spröde, wiegt schwer und kristallisiert in seinen schönsten Formen als dreiseitige Doppelpyramide, wobei die eine gegen die andere Pyramide um 60° versetzt ist. Die reinen Kristallformen des Hämatits findet man äußerst selten, meistens sind die Kristalle aufgewachsen oder zu größeren Gruppen vereinigt zu finden, wobei die Kristalle beträchtliche Größen erreichen können. Interessant ist auch die Ausbildung des sogenannten „Roten Glas-kopfes“. Hierbei ist der Hämatit in Form von Knoten erstarrt, die eine glasglänzende Oberfläche haben. Das ganze sieht aus wie ein Höckerfeld. Nach zu erwähnen ist der „Rote Eisenoker“, das ist ein Hämatit in pulvrig-erdiger Form. Der reine Rote



Roteisenstein (Hämatit) in schönen Kristallen

Eisenoker wird als Farbstoff verwendet. Liegt er sehr dicht, ergibt er ein gutes Eisenerz (Minnesota, USA).

Hämatit bildet das nach ihm benannte Hämatiterz, das vor allem für die Herstellung von Gießereirohisen von Bedeutung ist. Die Begleitminerale des Hämatits haben oft sauren Charakter, d. h., daß es sich um kieselsäurehaltige Gesteine handelt. Der Hämatit ist auf der Erde weit verbreitet. Wichtige Vorkommen sind auf allen Kontinenten zu finden. Lagerstätten in Deutschland finden sich im Harz und im Erzgebirge, wo vor allen Dingen der Glaskopf gefunden wird, ferner im Lahn-Dill-Gebiet. Auf der Insel Elba liegt Eisenglanz. Weitere Vorkommen hat Mittelschweden und Frankreich. Rußland besitzt ebenfalls ausgedehnte Hämatitvorkommen.

In Afrika sind vor allen Dingen die Hämatitvorkommen im Atlasgebirge zu erwähnen. Da die Vorkommen in Küstennähe liegen, sind sie günstig zu transportieren und werden auch in Deutschland oft verwendet. Weitere Eisenglanzvorkommen liegen in Südafrika. Ein sehr gutes und bekanntes Hämatiterz (Eisenglanz, schiefbrig) ist das brasilianische, in den Minas Gerais bei Itabira gefundene Erz, das auf Grund seiner besonderen Struktur (es ist sehr kompakt und feinkristallin) auch Itabirit genannt wird. Dieses sehr hochwertige Erz ist wegen seiner guten Verhüttbarkeit trotz der auf Grund des weiten Seeweges hohen Transportkosten sehr begehrt. Sehr bedeutende Vorkommen finden sich im industriell aufstrebenden Indien. In den USA und Kanada sowie in Mexiko sind riesige Hämatitvorkommen. Sie sind über den ganzen Kontinent verteilt. Der große Industriekomplex um Pittsburg (Pennsylvanien) stützt sich auf die Hämatite von Michigan.

Weitere bekannte Vorkommen sind in Minnesota (Roter Eisenoker), Alabama, New York und Neu-Fundland.

Das letzte der bedeutenden oxydischen Eisenminerale ist der LIMONIT oder Brauneisenstein. Er ist ein wasserhaltiges Umwandlungsprodukt anderer, früher entstandener Eisenerze in der Zusammensetzung $\text{FeO} \cdot \text{OH}$. Der Limonit kristallisiert im rhombischen System. Reine Kristalle sind wenig bekannt und sehr klein. Mei-



Erdiger Eisenoker (Limonit) in hellem Calcit

stens findet sich der Brauneisenstein in Form von Imprägnierungen und sehr feinkörnigen Ablagerungen als weiches Gestein oder als Erde. Der allen bekannte gelbe Oker ist nichts anderes als reiner Limonit. Damit ist auch schon seine Farbe charakterisiert. Das Mineral ist meist weich und matt. Nur selten, z. B. in Form des sogenannten „Braunen Glaskopfes“ ist es sehr kompakt, relativ hart und von glänzender Oberfläche. Der „Braune Glaskopf“ sieht wie sein oben genannter „roter Bruder“, der „Rote Glaskopf“ aus. Das Mineral ist unmagnetisch und nicht so schwer wie der Magnetit oder Hämatit. Es ist das jüngste der oxydischen Eisenminerale und ebenso wie alle anderen weit auf der Welt verbreitet. Die norddeutschen Erzvorkommen von Ilsede und Salzgitter sind Brauneisensteinvorkommen, in denen der Limonit sehr eng mit sauren Sedimentgesteinen in Form von Knollen verwachsen ist. Die berühmte lothringische Minette ist ebenfalls Brauneisenstein.

Weitere Vorkommen liegen in Spanien, in Brasilien, auf Kuba und in franz. Guinea in Südamerika. Alle diese Vorkommen liegen in Meeresnähe, was mit ihrer Entstehung zusammenhängt, (das Eisen im Limonit ist aus wässrigen Lösungen niedergeschlagen). Rußland hat als kontinentales Land bezeichnenderweise keine nennenswerten Limonitvorkommen.

Mit diesem Exkurs haben wir die Reise zu den großen Lagerstätten der oxydischen Eisenerze auf der Welt beendet. Ich will noch erwähnen, daß unsere deutschen Hochofenwerke heute weitgehend auf die Erzanlieferung per Schiff angewiesen sind, da die meisten mitteleuro-

päischen Erzlager an Ort und Stelle ausgebeutet und verarbeitet werden und zudem nur noch einen geringen Teil des Bedarfs decken können. Kein einziges der deutschen Hüttenwerke hat jetzt noch eine ausreichende an Ort und Stelle liegende Erzreserve, mit Ausnahme der Ilseder- und Salzgitter-Hütte.

Um den Erztransport möglichst billig zu gestalten, liegen viele deutsche Hüttenwerke an Kanälen oder Flüssen, denn Wasserfracht ist billiger als Landfracht, und das Eisen wird umso teurer, je weiter man das Erz transportieren muß. Aus diesem Grunde wird das neueste deutsche Hüttenwerk in der Nähe von Bremen, also ganz in der Nähe eines Landeplatzes der überseeischen Erze, gebaut. Bei einem Gang über die Erzhalde unserer Hochofenwerke kann man sich sehr eindrucksvoll davon überzeugen, daß die meisten zur Verwendung kommenden Erze aus fernen Ländern stammen. Der romantische Hauch der Ferne ist mit Namen wie San José, Itabira, Quenza, Marampa, Marokko-Rif, Pershytte, Tuollawara und vielen anderen verbunden.

Diese Erzbezeichnungen zeigen die weltweiten Zusammenhänge unseres Wirtschaftsgefüges schon an seinen Ursprüngen auf. Brasilien, Afrika und Schweden — um nur einige wenige zu nennen — liefern uns die Erze auf teilweise weiten Seewegen. Wir schmelzen sie in unseren Hochofen- und Stahlwerken um zu Eisen und Stahl, und vielleicht arbeitet der Kumpel in den Eisenerzminen Mittelbrasiliens mit deutschen Werkzeugen, deren Stahl aus demselben Erz stammt, das er mit ihnen abbaut.

Das soll für heute genug sein. Im nächsten Heft will ich von anderen, noch nicht besprochenen Eisenmineralien und -erzen erzählen, so vom interessanten Eisenspat und dem „Hans-Dampf-in-allen-Gassen“ unter den Eisenmineralien, dem Pyrit.

Die Nebenkasse weist darauf hin, daß sie Lohnungsgelder an zweite Personen (Ehefrauen, Söhne, Töchter, Verwandte oder Bekannte) nur gegen Vorlage einer schriftlichen Vollmacht und des Werksausweises des Empfangsberechtigten aushändigt.

Wir und der deutsche Osten

Die Kurische Nehrung — eine Landschaft voll eigenwilliger Schönheit

Annähernd 1000 Kilometer deutsche Küste wurden vor dem letzten Weltkrieg von den Wogen der Ostsee bespült — 1000 Kilometer vielgestaltigen Lebens und abendländischer Kultur.

Dem etwa 100 Kilometer langen Landstrich dieser gewaltigen Küste, der den Namen Kurische Nehrung trägt und im nordöstlichen Teil Deutschlands gelegen ist, sind diese Zeilen gewidmet. Der weiße Strand, nach Westen gerichtet, trotz unablässig den nagenden Wogen der Ostsee, während auf der östlichen Seite das brakige Wasser des Kurischen Haffs an das Ufer schlägt. Das Wasser bestimmte von jeher das Tagewerk der Menschen, die in diesem kargen Küstenstreifen ihre Heimat hatten. War die Fischerei die von den Ahnen überlieferte Erwerbsquelle, so stellte im 20. Jahrhundert der ständig zunehmende Fremdenverkehr ein zusätzliches Einkommen für diesen herben, aber gastfreundlichen Menschenschlag dar.

Reich an Wäldern ist diese Landschaft auch noch heute. Schlanke Kiefern zu beiden Seiten der uralten Poststraße begleiten uns, wenn wir hinter dem bekannten samländischen Badeort Cranz die Pforte zur Kurischen Nehrung aufstoßen. Die würzige Luft des Waldes, untermischt mit der salzhaltigen des Meeres, läßt uns ohne Mühe die drei Wegstunden bis nach Sarkau zurücklegen und unvermutet vor der ersten größeren Sanddüne stehen.

Fast bis zum Eintritt in das 18. Jahrhundert überzog ein dichter Hochwald die gesamte Nehrung, als ein radikaler Holzeinschlag diesem Zustand ein Ende bereitere und als Folge die wandernde Sanddüne schuf. Der Seewind ist es, der vom Strande her die zahllosen feinen Sandkörner zu wellenartigen Gebilden zusammenjagt und diese dann ins Kurische Haff treibt. Wer diese Sandwanderung während eines Sturmes miterlebte, der kann sehr wohl die Grausamkeit dieser Naturerscheinung ahnen. Jegliche Vegetation wird von diesem Flugsand erstickt. Der Sand dringt durch Fenster und Türen in die Häuser und trieb in früheren Jahr-



hundert den Menschen aus seiner Behausung, um unter sich das verlassene Dorf zu begraben. Unter großem Kostenaufwand versuchte der Mensch, durch Schaffung künstlicher Vordünen bei gleichzeitiger Aufforstung der stetigen Wanderung des Sandes Einhalt zu gebieten. An vielen Stellen der Nehrung war diese mühevollen Arbeit von Erfolg gekrönt, doch oft war auch die Natur stärker und die ungebändigte Düne führte ihr Zerstörungswerk fort. Die größte Wüste Nordeuropas bildete sich auf deutschem Boden.

Der Fußweg von Sarkau nach Rossitten ist beschwerlich. Er führt von Kuppe zu Kuppe durch eine Dünenlandschaft, die nur selten vom Strandhafer oder anderen genügsamen Pflanzen unterbrochen wird. Vom Wind zerzauste Kiefern verteidigen gegen den anstürmenden Sand ihren kraftlosen Boden. Weit aus besser läßt es sich auf dem eiligen befestigten Weg, der Nehrungstraße, wandern. Hier bahnte sich bis zur jüngsten Vergangenheit der Postwagen, von Pferden gezogen, seinen Weg. In den schwärzesten Tagen der preußischen Geschichte benutzte Königin Luise diese Straße, um vor dem nachdrängenden Korse die nördlichste Stadt ihres Königreichs, Memel, zu erreichen.

Von der Höhe einer Düne kann der Blick ungehindert über das Haff schweifen. In

der Ferne pflügt mit schäumender Bugwelle eins der weißen Fahrgastschiffe, das in den Sommermonaten die Verbindung zwischen Cranzbeek (dem Hafen von Cranz), Rossitten, Nidden, Schwarzort und Memel herstellt, das grünblaue Wasser des Haffs. Rossitten mit der weltberühmten Vogelwarte von Professor Thienemann ist sein nächstes Ziel und gleichzeitig ein Anziehungspunkt zahlreicher Ausflügler.

Der Duft nach Teer, trocknenden Netzen und Tauwerk dringt in unsere Nase. Bald gesellt sich dazu der beißende Qualm der vielen im Dünenand versteckten Räucheröfen. Dies alles sind Anzeichen, daß wir uns der nächsten Ortschaft nähern. Rossitten, an der Haffseite gelegen und von einem Waldgürtel schützend umschlungen, taucht auf. Zu unserem Erstaunen entdecken wir in dieser Landschaft, die nur aus Wasser, Sand und Wald zu bestehen scheint, reife Kornfelder und saftige Weiden.

Der Abend kündigt sich an, und der letzte Nehrungsdampfer ist im Begriff, an der steinernen Landungsbrücke festzumachen. Das von der Schiffsschraube aufgewühlte Hafenwasser läßt die flachen Keitelkähne, von deren Mastspitzen die geschnitzten Wimpel zu uns herübergrüßen, glucksend auf- und niederklatschen.

In der gemütlichen Dorfschenke finden wir gastliche Aufnahme. Frisch geräucherte Aale und Flundern — Leckerbissen für jeden Fischesser — lassen uns die Anstrengungen des Tages schnell vergessen und ermuntern uns, am Ostseestrand den Sonnenuntergang zu erwarten. Welch eine Farbpalette in Rot und Gelb wird aus dem Blau des Himmels und des Wassers hervorgezaubert, wenn der glühende Sonnenball in die Fluten des Meeres taucht. Die schnell hereinbrechende Dunkelheit und der kühle Seewind mahnen zum Aufbruch. Auf dem Weg zu unserem Quartier, der uns durch den Hochwald führt, müssen wir unwillkürlich an jene Nachtwanderung denken, die wir vor Jahren von Nidden nach Schwarzort durchführten. Unvergesslich haften diese Eindrücke in unserem Gedächtnis, die wir auf diesem einsamen Weg, über Dünen kletternd, am Strande entlang gehend, in uns aufnahmen.

Der nächste Tag sieht uns bereits am taufrischen Morgen die erste Düne erklimmen.



Wanderdüne auf der Nehrung

In Rossitten stand die Wiege der Segelfliegerei. Der unvergeßliche Volksschullehrer Schulz startete hier zu seinen Flügen mit der bekannten Besenstielkiste. Heute erhebt sich hier das Gebäude der Segelflieferschule. Dort schleppt bereits eine Gruppe junger Männer einen der zerbrechlichen Flugapparate den Dünenhang hinan, um alle Vorbereitungen für den nächsten Start in den wolkenlosen Himmel zu treffen.

Wer Rossitten kennt, wird mir sicherlich bestätigen, daß man von einer Oase Rossitten sprechen kann. Nun liegt dieses Fischerdorf hinter uns, und auf dem Weg zum Ostseestrand durchschreiten wir eine Strandhaferpflanzung. Die Möwe, dieser weiße Luftsegler, der fast an allen Küsten Europas anzutreffen ist, hat hier einen Brutplatz. Überall suchen die Möwen im Fluge nach Futter, unermeßlich scheint ihr Appetit, und so werden wir immer wieder angefliegen, bis ein vorbeituckendes Fischerboot ihre Aufmerksamkeit erregt.

Abseits von den Badeplätzen, versteckt im sumpfigen Unterholz der Wälder, treffen wir auf eine andere seltene Tiergattung, den urigen Elch. Sein massiger Körperbau, seine Größe und die gewaltigen Geweihschaukeln geben ihm das Aussehen eines vorsintflutlichen Lebewesens.

Nachdem wir Pillkopen erreicht und passiert haben, nähern wir uns der alten Posthalterei Nidden. Der Weg wird sandiger. Es geht ununterbrochen bergauf und endlich stehen wir auf dem Rücken der höchsten Wanderdüne Europas — 60 Meter über dem Meeresspiegel! Wir erblicken zur Linken die rauschende Ostsee und zur Rechten das gekräuselte Was-

ser des Kurischen Haffs. Selbst auf einer schmalen Landzunge, die weit ins Haff hineinstößt, hockt ein großer Sandberg und vermehrt bei seiner Abwanderung die Tiefen, die eine Gefahr für die Schifffahrt bedeuten. Von unserem Standort aus kann man sich ein sehr gutes Bild von der Größe der Nehrung machen. An verschiedenen Stellen hat sich die Ostsee tief in das Land gefressen, so daß die Nehrung nur wenige hundert Meter breit ist; dann wieder wächst der Querschnitt bis zu drei Kilometern an. Deutlich erkennt man den Halbbogen, den die Nehrung von Südosten nach Norden beschreibt. Das Kurische Haff ist Deutschlands größter Binnensee und übertrifft mit etwa 100 Quadratkilometern die Ausmaße des Schwäbischen Meers, des Bodensees.

Steil fällt die Wanderdüne zur Haffseite hin ab, und auf diesem Grat empfängt uns die Schärfe des Seewindes. Unsere Haut ist nicht allein vom Aufprall der fliegenden Sandkörner gerötet, sondern die strahlende Sonne hat während der Wanderung diese Entwicklung begünstigt. Nun führt uns der Weg hinab ins Tal des Schweigens. Auf der Talsohle stehend, können wir nur noch die um uns herum aufgetürmten gelben Sandhügel und den blauen Himmel mit der stechend heißen Sonne sehen. Eindrucksvoll ist diese gewaltige Sandwüste zwischen Haff und Meer, die unser Ziel — Nidden — drohend umlagert. Am Fuße der nächsten Düne entdecken wir verwitterte Baumstümpfe, die der Wind nach Jahren wieder freigefegt hat. Dort ragt ein verwehtes Holzkreuz aus dem Sand — ein alter Friedhof von dem Leichentuch „Sand“ halb zugedeckt, liegt vor uns. Unwillkürlich müssen wir an das Gedicht der ostpreußischen Heimatdichterin Agnes Miegel denken: „Die Frauen von Nidden“.

Nidden mit seiner wohl einmaligen Umgebung war zu allen Zeiten Anziehungspunkt der Künstler, die die Einsamkeit und die unverfälschte Natur über alles schätzten. Nidden — die Perle der Nehrung, so hieß es auf allen Reiseprospekten und lenkte den Besucherstrom bewußt in dieses vortrefflich auf den Fremdenverkehr eingerichtete Fischerdorf. Die Dorfstraße überquerend, fällt unser Auge auf einen Wegweiser: Zum Nehrungsmuseum. Das

schlichte, strohgedeckte Haus ist schnell erreicht und ist tatsächlich eine wahre Fundgrube, die uns einen tiefen Einblick in die Sitten und Gebräuche der Nehrungsbewohner vermittelt. In zahlreichen Schaukästen sind charakteristische Pflanzen und Tiere von Haff, Ostsee und Nehrung untergebracht. An Hand einer Sammlung von Kurenwimpeln lernen wir die Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Fischerdörfer wie auch die Zeichen der verschiedenen Fischersippen kennen. Alte Balken, Topfscherben, Angelhaken und sonstiges Hausgerät werden als Zeugen des Untergangs von Alt-Nidden aufbewahrt. Diese Reste wurden 1931 im Sande einer abwandernden Düne gefunden und bestätigten die Vermutung von Forschern, daß im Laufe von Jahrhunderten der Flugsand Nidden zur Flucht nach dem Süden zwang. Die umfangreiche Bernsteinsammlung und die aus diesem erstarrten Harz gefertigten Kunstgegenstände lassen jedes Herz höher schlagen. Immer wieder gibt es etwas Interessantes zu sehen, so daß wir kaum merken, wie inzwischen der Abend hereingebrochen ist.

Nach dieser zweitägigen Wanderung, die uns rund 60 Kilometer nordwärts führte, legen wir uns müde ins Bett. Unserem Wirt hatten wir vor dem Schlafengehen das Versprechen abgenommen, uns so rechtzeitig zu wecken, daß wir noch mit dem ersten Nehrungsdampfer die Rückfahrt nach Cranzbeek antreten können.

Daß wir in Nidden unsere Wanderung abbrechen, hatte seinen guten Grund. Bekanntlich war die Kurische Nehrung südlich von Nidden durch die widersinnige Grenzziehung von 1923 politisch durchschnitten worden. Glücklicherweise hatten die Bewohner der Nehrung ihre eigene Ansicht über Politik. Immer wieder konnte der aufmerksame Wanderer feststellen, daß die alten Sippenbande trotz der Grenze unzerschnitten geblieben waren. Wenige Monate vor dem letzten Weltkrieg wurde diese völkerrechtlich unbegründete Staatsgrenze durch einen Entschluß der litauischen Regierung aufgehoben. Nur kurz war die Freude der Nehrungsbewohner, nach langen Jahren wieder vereint zu sein. In den letzten Kriegsmonaten mußten sie ihre Heimat verlassen und den beschwerlichen Weg in die unbekannte Fremde antreten.

Gerhard Froese

Jubilare feiern

in der Chromgußputzerei Stachelhausen, von links nach rechts: Heinrich Gombler, Josef Linzbacher, Wilhelm Jenzewski, Frau Luise Huber Karlheinz Grob, der Jubilar Jakob Huber, (25 Jahre Mitarbeit), Fritz Garschagen, Heinrich Höller, Paul Appler, Erich Schopphoff



in der Formerei Papenberg, untere Reihe von links nach rechts: Paul Wilhelm, der Jubilar Ernst Zimmermann (25 Jahre Mitarbeit), Frau Agnes Zimmermann, Udo Zimmermann, Willi Grote, obere Reihe von links nach rechts: Hermann Heinz, Josef Fisahn, Walter Knabenschuh, Karl Pantenburg, Ernst Bohlscheid, Hermann Klemp

in der Halle Süd, von links nach rechts: Paul Gerhard, Karl Melchers, Josef Einmal, der Jubilar Karl Herpel (25 Jahre Mitarbeit), Ewald Buchholz, Gerd Landskorn, Franz Rudat, Johann Renkowski, Walter Baumgart



in der Formerei Papenberg, von links nach rechts: Hermann Heinz, Willi Grote, Günter Gerner, der Jubilar Erich Neuschäfer (25 Jahre Mitarbeit), Karl Heinrichs, Josef Fisahn, Hans Klever, Rolf Pieper

Wie stehst du zu deinem Kinde?

„Ich wünsche, ich hätte keinen Vater mehr!“ — Tränen standen der Siebzehnjährigen nach diesem Gefühlsausbruch in den Augen. Es war also zu einem Zusammenstoß zwischen Vater und Tochter gekommen und anscheinend zu einem schwerwiegenden, denn der Vater ignorierte sein Kind und sprach seit Wochen kein Wort mehr mit ihm. Was war geschehen?

Das junge Mädchen hatte mit seiner Erlaubnis an einem gemütlichen Abend teilgenommen, zu dem der Chef des Unternehmens, in dem es seine Lehrzeit durchmachte, die ganze Belegschaft eingeladen hatte. Es war etwas später geworden als vorgesehen, da man zusammen heimkehren mußte und nicht jeder einzelne Teilnehmer im Wagen nach Hause gebracht werden konnte. Es gab heftige Vorwürfe. Der Vater hatte das Mädchen beschuldigt, sich irgendwo herumgetrieben zu haben. Dabei wäre es ein leichtes gewesen, sich durch einen telefonischen Anruf zu vergewissern, ob die Aussage seiner Tochter stimmte. Das tat er aber nicht. Er hatte vorschnell geurteilt und war nun nicht in der Lage, vermutlich aus Starrsinn, sein Unrecht einzusehen und mit der einzigen Tochter, die ihm doch eigentlich sehr nahestehen mußte, wieder Frieden zu schließen. So fühlte sich das junge Mädchen ungerecht behandelt und trotzte nun seinerseits. Die Mutter, wie es in solchen Fällen ist, stand natürlich auf der Tochter Seite. Ein sicher recht wenig gemütliches Familienleben, wenn abends Vater und Tochter, jeder nach zehnstündiger Abwesenheit, zur Mutter und Frau zurückkehrten.

Es ist zu verstehen, daß ein Vater, der kein so uneingeschränktes Vertrauen seitens der Tochter genießt wie vielleicht die Mutter, mit der ein fast erwachsenes Mädchen vieles besprechen kann, es als Eingriff in seine bisher uneingeschränkt ausgeübten Rechte betrachtet, wenn diese beginnt, sich einmal selbständig zu machen. Aber deshalb dürfte es zu keinen Spannungen kommen, deshalb dürfte er sich zu keinen Ungerechtigkeiten hinreißen lassen. Hier mußte eigentlich die Mutter ausgleichend eingreifen. Doch oft, wie wohl auch in diesem Falle, versteht

sie das nicht. Dadurch vertieft sich natürlich die Kluft noch mehr.

Als Väter und Mütter sollten wir mehr denn je an unsere eigene Jugend und Erziehung denken, und wenn sie heute nicht mehr Erinnerungswert ist, weil sie unserer Meinung nach falsch war, dann müssen wir danach streben, es besser zu machen. Sicher muß jeder junge Mensch eine gewisse Erziehung erhalten. Aber denken wir daran, daß auch die heutige Jugend bestimmt nicht besser und nicht schlechter ist als die zu allen Zeiten. Nur wird dadurch, daß man unsere jungen Menschen meist in Bausch und Bogen verurteilt, manches vernachlässigt.

Jeder junge Mensch, ob nun Junge oder Mädchen, soll wissen, daß ein gewisses Maß an Leistung und Haltung von ihm nicht nur erwartet, sondern gefordert wird. Aber auch die Eltern dürfen nicht vergessen, daß sie die Verantwortung tragen für das Kind, das sie ins Leben gesetzt haben und von dem sie sich nicht, wenn ihnen sein Verhalten einmal nicht paßt, lossagen können. Solche Eltern sind unfähig für die Erziehung ihrer Kinder. Man soll sich selbst genauso prüfen und Recht und Unrecht bei seinen eigenen Taten genauso beurteilen, wie man das bei seinen Kindern tut; denn man darf nicht vergessen, je kritischer unsere Kinder uns zu betrachten gezwungen werden, um so schneller erkennen sie, was sie sich erlauben können und was nicht. Man soll strafen, wenn es notwendig erscheint. Viele Kinder, und das sind meist recht gut geartete, erwarten sogar eine Strafe, wenn sie einsehen, daß sie unrecht taten.

Der erst kürzlich hier vorgekommene Mordfall sollte vielen Eltern zu denken geben, es ihren Kindern nicht schwer zu machen, zu Hause zu bleiben und froh zu sein, ein Heim und Eltern zu haben. Anderenfalls werden sie sich von ihnen lossagen und in schlechte Gesellschaft geraten. Nicht selten kommt es vor, daß ein junges Mädchen, das bei seinen Eltern auf Unverständnis stößt, versucht, durch eine übereilte Heirat sich ganz vom Elternhause zu lösen. Das ist dann meist ein Bruch, der durch keine Reue wieder gutzumachen ist — und wieviel trauriger, wenn es sich dabei um die einzige Tochter handelt.

cg

Das neue Buch

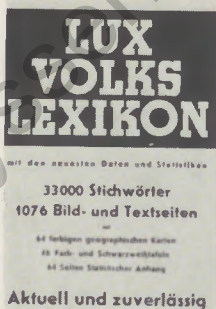
Reisen in Deutschland, Deutsches Handbuch für Fremdenverkehr, I. Band: Württemberg, Baden, Bodensee, 12,— DM; II. Bayern, 12,— DM; III. Hessen, Rheinland, Pfalz, Westfalen, 15,— DM; IV. Berlin-West, Norddeutschland, 12,— DM; alle vier Bände zusammen 45,— DM, Erwin Jaeger Verlag, Darmstadt.



Reisen wird zur Zeit, nicht nur im Sommer, bei uns ganz groß geschrieben. Es ist auch eine schöne Sache — und wenn der Bund deutscher Verkehrsverbände und der Deutsche Bäderverband sich entschlossen haben, uns Deutschlands landschaftliche und erholungsreiche sowie seine sehenswerten Schönheiten und Ferienmöglichkeiten zu zeigen, so ist dies eine begrüßenswerte Angelegenheit, weil Deutschland ebenfalls so schön ist, daß es sich lohnt, erst mal hier zu verweilen.

Die schönsten Reise- und Ferienzeile von Grenze zu Grenze sind in den einzelnen Bänden verzeichnet mit allen Möglichkeiten der Unterkunft, Verpflegung und Unterhaltung sowie aller Bäder mit den Angaben für diejenigen, die auch Gesundung suchen. Es wird wohl keinen Menschen geben, der nicht das Richtige für sich aus dieser riesengroßen Auswahl finden könnte. Eine alte Weisheit ist es zudem, daß nur derjenige sorgenfrei und froh in den Ferien sein kann, der sich über sein Reiseziel und das, was er dort finden möchte, vorher klar geworden ist. Dieses Handbuch will allen die Möglichkeit geben, sich zu orientieren und den Erholungsaufenthalt zu wählen in jener Landschaft, die ihm am meisten zusagt. Übersichtliches Kartenmaterial und sehr viele Bilder der Bäder, Sommerfrischen, Pensionen, Hotels, Sanatorien, Kurhäuser sowie Hinweise auf die Besonderheiten der einzelnen Landschaften mit allen nur erdenklichen Angaben machen die Auswahl leicht und bereits zu einer Ferienfreude, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Alles in allem ein sehr repräsentatives Werk, das seinen Zweck voll auf erfüllen kann und wird und ein Reiseberater bester Art ist.

Lux kluge Bücher: „Lux Volkslexikon“ mit neuesten Daten und Statistiken, 33.000 Stichwörter, 1076 Text- und Bildseiten, 64 farbige geografische Karten, 46 Farb- und Schwarzweißtafeln, 64 Seiten statistischer Anhang, 1000 Seiten, 8,50 DM, Verlag Sebastian Lux, Murnau vor München.



Mehr denn je sind gute Nachschlagewerke gefragt und bilden unumgängliche Instrumente der Wissensbildung und Unter- und Orientierung. Das Lux-Volkslexikon ist eins der aktuellsten und preiswertesten. — Man staunt über die Fülle dessen, was dieses äußerst handliche Lexikon bietet. Es ist in Wahrheit das gesamte Wissen unserer Zeit zusammengefaßt, wobei alle Gebiete gleichmäßig berücksichtigt sind, und es gibt wohl keine Frage, die an den heutigen Menschen herantritt und von diesem so sympathischen Nachschlagewerk nicht beantwortet wird.

Musik von Schallplatten

Deutsche Volkslieder

Unter diesem schlichten Titel verbergen sich für den Musikfreund zwei Überraschungen. Die eine ist eine gut gelungene Auswahl bekannter und schöner Volkslieder. Die andere ist die Art des Vortrages. Im Gegensatz zu der sonst üblichen Art, Volkslieder nur von Chören vorzutragen zu lassen, wurde hier für die Interpretation eine Sängerin ausgewählt, die bereits einen Namen hat: die Sopranistin Erika Köth, die auf allen Gebieten der vokalen Musik zu Hause, der beste Garant individueller Nachgestaltung deutscher Volkslieder ist. Ja, noch mehr. Sie besitzt die Kunst, schlichte und einfache Lieder zur Konzertsadeltreife heraufzuheben. (Electrola 33 UpM E 60020)

Walzerklänge aus Wien

Von seiner vielgepriesenen „Unsterblichkeit“ hat der Wiener Walzer bis auf den heutigen Tag nichts eingebüßt. Immer noch, Jahrzehnte nach seinem Glanz- und Höhepunkt, gilt er als das Hohe Lied Wiens. Besonders Johann Strauß (Sohn) hat sich um die Unsterblichkeit des Wiener Walzers verdient gemacht. Aber auch die anderen Komponisten wie Lanner, Lehár und Komzak und Ziehrer brauchten sich gar nicht im Schatten des ungekrönten Walzerkönigs zu verstecken. Ihre Kompositionen stehen bei objektiver Kritik in keiner Weise den Straußschen Walzerklängen nach. Das wissen auch die beiden Dirigenten Max Schöner und Karl Hofman. Mit dem Volksoper-Orchester vermitteln sie echtes Wiener Walzerkolorit und eine Interpretation, die, von Schwung und Rhythmus getragen, in exakter und vollabgerundeter Musikalität dem Wesen des Walzers gerecht werden. Von Josef Lanner, dem eigentlichen Begründer der Walzer-Ara, gelangen die etwas sentimentalen „Hofballtänze“ und die kokohaften „Schönbrunner“ zu Gehör. Von Karl Komzak erklingt der Walzer „Bad'ner Mad'ln“ und von Franz Lehár „Gold und Silber“. Aus dem Schaffen Ziehrers spielt das Volksoper-Orchester die berühmten „Wiener-Bürger“ sowie die noblen „Faschingskinder“. Die Walzer „Samt und Seide“ und „Hereinspaziert“ wurden ebenfalls in das Programm dieser Platte aufgenommen. (Odeon 33 UpM O 60199)

Die Jugendjahre der Schallplatte

Es ist ein famoser Gedanke, daß der Schallplatte einmal Gelegenheit gegeben wird, aus ihren Jugendjahren zu erzählen, zu singen und zu musizieren. Die Idee wurde anläßlich des 60jährigen Bestehens der Deutschen Grammophon-Gesellschaft in die Tat umgesetzt, und wir haben nun die Möglichkeit, Schallplatten-Historie akustisch betreiben zu können. Weit spannt sich der Bogen. Er umschließt, angefangen von den ersten sehr geräuschvollen Mitschnitten der Erfinderzeit bis zur modernen Hi-Fi-Aufnahme, alles, was in sechs Jahrzehnten Schallplattengeschichte als bedeutsam und richtungsweisend angesehen werden kann. Besonders wertvoll ist eine Sprechaufnahme des Erfinders der Schallplatte aus dem Jahre 1899. Emil Berliner spricht darauf einen Gruß an eine Bekannte. Heute ist diese Aufnahme fast unverständlich und bedarf einer anschließenden Erklärung, die auch gegeben wird. Verständlicher klingt schon der Marsch, den die Musiker des 3. Garde-Regiments zu Fuß mit blechern Tönen trompeten. Enrico Caruso hören wir und die Fritzi Massary; Fritz Kreisler spielt sein „Liebesfreud“; Alexander Moissi spricht „Novemberwind“, Leo Tolstois Stimme aus dem Jahre 1910, Josef Kainz sowie Geraldine Farrar und Vasa Pihloda sind erwähnt. Daneben noch viele andere Künstler von Rang und Namen, die durch die Schallplatte berühmt wurden oder die zur Popularität der schwarzen Scheibe beigetragen haben. Wahrlich, bis auf einige wenige Ausnahmen, eine wunderbare Parade edelsten Künstlerlerts. (Deutsche Grammophon 33 UpM LPME 19175)

Unsere Jubilare im April

25 Jahre Mitarbeit



Dominikus Schaub
Hartgußkontrolle Papenberg
am 6. April 1959



Karl Fürst
Instandhaltungsbetrieb
am 8. April 1959



Johann Jäger
Schweißerei Stachelhausen
am 9. April 1959



Helmut Strohn
Werk Julius Lindenber
12. April 1959



Robert Windel
Postabfertigung
am 13. April 1959



Walter Müller
Werk Julius Lindenber
16. April 1959



Emil Buchholz
Schlosserei Stachelhausen
am 27. April 1959



Friedrich Fastenrath
Werksaufsicht
am 30. April 1959



Hugo Averdunk
Modellschlosserei Stachelhausen
am 30. April 1959

Letzte Nachrichten

Röntgen-Reihenuntersuchung

An der diesjährigen Röntgen-Reihenuntersuchung haben einschließlich des Werkes Julius Lindenbergs 1818 Werksangehörige teilgenommen.

Gehörschützer bewähren sich

Der Hinweis auf die Möglichkeit, sein Gehör durch Gehörschützer zu schützen, ist bereits von mehreren Arbeitskameran beachtet worden. Eine Nachfrage hat ergeben, daß sie mit ihnen zufrieden sind. Kopfschmerzen und Ohrenscherzen haben aufgehört, und es wurde von denjenigen, die die Gehörschützer regelmäßig benutzen, betont, daß sie sich nun auch nach der Schicht bedeutend wohler fühlen als früher. Wen also die überlauten Geräusche belästigen, der möge sich ebenfalls in der Unfallstation ein Paar Gehörschützer geben lassen.

Kein Zusatzurlaub für Vorarbeiter mehr

Im Jahre 1940 ist unseren Vorarbeitern laut Betriebsordnung die Vergünstigung von zwei Zusatzurlaubstagen je Jahr bewilligt worden, um sie in ihrer Mittelstellung zwischen Arbeitern und Meistern den letzteren anzugleichen. Nachdem nun durch

die neue Urlaubsregelung Arbeiter und Angestellte gleichgestellt sind, ist die Vergünstigung überholt, so daß diese Sonderregelung bereits in diesem Urlaubsjahr entfällt.

Wir bitten alle Werksangehörigen, Änderungen der Wohnungsanschrift oder des Familienstandes doch immer sofort im Personalamt bekanntzugeben.

Kleine Anzeigen

Gebrauchter Zwillingsskinderwagen zu kaufen gesucht. Vogt, Remscheid Wohlfahrtsstraße 19

Guterhaltener Emailleherd billig abzugeben. Otto von der Burg, Remscheid, Strucker Straße 42

Die Sprechstunden der Geschäftsleitung für die Belegschaft finden jeweils am 1. Samstag eines jeden Monats von 10-12 Uhr im Hauptverwaltungsgebäude statt.

Letzte Seite: Transportrolle aus hitzebeständigem Chrom-Nickel-Stahlguß

Familiennachrichten

Ins Leben traten ein:

Rolf und Arno, Söhne von Günter Olberts, Papenberg Hartgußkontrolle, am 19. Februar 1959
Werner und Herbert, Söhne von Herbert Vogt, Papenberg Gewindeschneiderei, und Erika Vogt, Werksaufsicht, am 20. Februar 1959

Anette, Tochter von Kurt Bahr, Bahnbetrieb, am 1. März 1959

Elke, Tochter von Heinz Mewes, Instandhaltungsbetrieb, am 5. März 1959

Udo, Sohn von Wilhelm Wilding, Bahnbetrieb, am 9. März 1959

WIR NAHMEN ABSCHIED VON

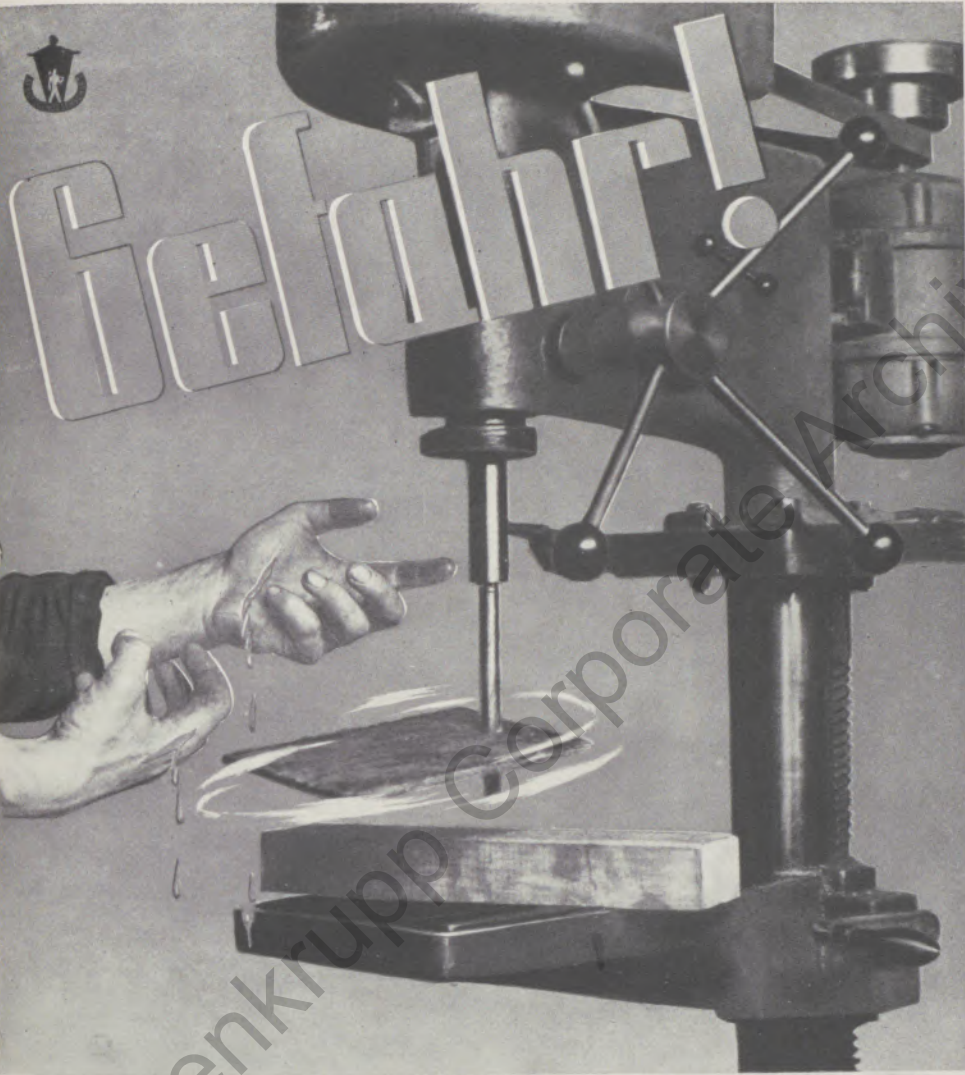


Siegfried Rösler Härtereier Stachelhausen, 50 Jahre alt, am 17. Februar 1959

Klara Spelz Ehefrau von Hugo Spelz, Pensionär, 75 Jahre alt, am 21. Februar 1959

Elisabeth Decker Ehefrau von Hermann Decker, Pensionär, 76 Jahre alt, am 22. Februar 1959

Minna Conrad Ehefrau von Reinhold Conrad, Pensionär, 76 Jahre alt, am 26. Februar 1959



Sichere Dein Arbeitsstück
gegen Herumschlagen

MAHNERK

